

**Wilhelm Schneider, Ausdruckswerte der deutschen Sprache.**  
Eine Stilkunde. Leipzig u. Berlin, 1931. 256 S. 8°.

Schneider macht den sehr interessanten Versuch, stilistische Kategorien zu gewinnen, die über den hergebrachten Einzelercheinungen stehen wie Wortwiederholung, Ellipse, Metonymie, Metapher, Wortspiel usw. Er findet seine „Ausdruckswerte“ — man könnte beinahe ebensogut sagen „Eindruckswerte“ — in der Aufstellung einer langen Reihe von Gegensätzen, die sich freilich vielfach überschneiden: begrifflich — sinnlich; knapp — breit; klar — dunkel; Abstand haltend — andringlich; mindernd — steigernd; bestimmt — flau; ruhig — bewegt; sachdienlich — spielerisch; hoch — niedrig; schlicht — ausgestattet; spannungsarm — spannungsreich; plastisch — musikalisch; glatt — rau; einhellig — vielhellig; gesprochen — geschrieben; formelhaft — eigen; objektiv — subjektiv. Ich bemerke hierzu gleich, dass „formelhaft — eigen“ kein rechter Gegensatz ist; gemeint ist: am überlieferten festhaltend — eigen. Schneider belegt die einzelnen Glieder mit Stücken aus verschiedenen bekannten Schriften und sucht in jedem Fall unsern Eindruck zu zergliedern, darzutun, aus welchen syntaktischen Erscheinungen, aus welchen einzelnen Stilmitteln der hergebrachten Art der bestimmte Eindruck erwächst. Das ist ihm in nicht wenigen Fällen vortrefflich gelungen, so bei Klopstock als Vertreter des bestimmten Stils, bei Goethe als Vertreter verschiedener Ausdruckswerte.

In anderen Fällen ist sein Bemühen gänzlich gescheitert. Vor allem steht er Heinrich von Treitschke, den er als Vertreter des ausgestatteten Stils behandelt, in hohem Maße verständnislos gegenüber; so ziemlich jeder Satz, den er hier ausspricht, ist zu beanstanden. Seine Sprache soll durchaus formelhaft sein, „bevorzugt aber seltene und anspruchsvolle Formeln“: *selten* und *formelhaft* scheinen mir eine *contradictio in adjecto* zu sein. Manche seiner Beiwörter „sind geradezu stehende Beiwörter“; dahin soll „romantische Einsamkeit“ gehören; ich kenne schauerliche, trostlose Einsamkeit; ferner „derber Humor“: hat Schneider nie von fröhlichem, gutem, goldenem, heiterem Humor gehört? Treitschkens Beiwörter „wägen nicht behutsam ab; die meisten sprechen ein im Substantiv bereits gegebenes Merkmal noch einmal aus, steigern es, tragen dick auf“; unter den Adjektiven, die diese Kennzeichnung erfahren, stehen: auf der alten Mersburg, dem sagenkundigen Freiherrn, von nonnenhafter Zartheit, nach schweren inneren Kämpfen, männliche Sprachgewalt, den packenden, den entscheidenden Ausdruck. Schneider hat mehrfach gar nicht gemerkt, was Treitschke in der Wahl seiner Worte bestimmt hat. Tochter der Heide gehört keineswegs zu der „verdächtigen Schar jener Worte, die wir als poetisch in Anführungszeichen empfinden“, sondern damit ist der Grund angegeben, weshalb Annette von Kindesbeinen an vertraut war mit dem Traumleben der Natur. Wenn Treitschke von schriftstellerischen Frauen spricht, so tut er das nicht, um dem üblichen schlechten Wort auszuweichen, sondern weil er diese Frauen eben nicht für vollwertige Schriftsteller hält („das Geheimnis der künstlerischen Komposition blieb ihr wie fast allen Weibern“ versagt, heisst es am Schluss des ausgehobenen Stücks). Der Freiherr von Lassberg wird sagenkundig genannt, weil von ihm in dieser Eigenschaft Anregungen für die Droste ausgegangen sein können. Als Beleg dafür, dass Treitschke der schlichten verbalen Ausdrucksweise

aus dem Wege geht, wird unter anderm angeführt: „denen die Gabe des zweiten Gesichts beschieden ist“; Treitschke hätte wohl schreiben sollen: die die Gabe des zweiten Gesichts haben. Auch mit der Beurteilung Hebels als eines Vertreters des mindernden Stils kann ich nicht einverstanden sein. „Der mindernde Stil bedient sich mit Vorliebe“ unter anderm des Diminutivs. Aber das Diminutiv entspricht nicht der Neigung zu verkleinern, sondern es dient der Liebkosung, dem liebenden Verhältnis von Menschen und Dingen. Und Hebel hat sich der alemannischen Mundart mit ihrem reichen Schatz von Diminutiven nicht als eines vielfältig wirkenden Stilmittels bedient; ich verweise auf die Darstellung in meiner Ausgabe der Hebelschen Gedichte.

Mit der Sprachforschung steht Schneider überhaupt nicht immer auf völlig vertrautem Fuss. So behauptet er (S. 163), dass der Wortschatz der Mundart den Bereich des Sagbaren ungemein einschränke. Das ist die ahnungslose Anschauung früherer Zeiten; heute wissen wir es anders (vgl. meine Geschichte der deutschen Sprache<sup>5</sup> 154.) Man sollte denken, dass jemand, der stilistische Dinge erforschen will, syntaktischen Fragen nahe stehe. Er dürfte nicht behaupten (141), dass das unterscheidende wie das schildernde Adjektiv auf das Substantiv zurückgeführt werden könnten, oder dass der Relativsatz der Schilderung von Zuständlichem, nicht der Erzählung von Geschehen diene (S. 141); vgl. meine Syntax 3, 771. Wenn es in Meyers Heiligem heisst: „jetzt, da Ihr einen Einblick habt in Herrn Heinrichs Haushalt“, so soll das der inneren deutschen Sprachform nicht eigentlich gemäss sein, sondern auf französischen Einfluss zurückgehen. Was K. Burdach, F. Maurer und ich selbst über diese Stellung geschrieben haben, ist Schneider unbekannt geblieben.

Um mit etwas Freundlichem zu schliessen: hübsch ist es, wie Schneider die Erzählung der Grossmutter in Stifters „Katzensilber“ mit ihren bestimmten Artikeln als einen Kunstgriff des Dichters würdigt, der die Natur hier mit den Augen des kleinen Kindes sehen lässt.

Giessen.

O. Behaghel.

**Oskar Neudegg, Wie verbessert man die Sprache der Technik und die Technik der Sprache?** Im Anhang: Entwurf eines Sprachschutz-Gesetzes, Vereinheitlichung der Monatsnamen, und Verdeutschungen für das Faulenzerwort Interessant, für Politik und Natur. Wien 1930, Selbstverlag. 28 S. 8°.

Zum Verdeutschen gehört stets doppelte Kenntnis: die der Sachen wie die der Sprache und ihrer Gesetze. Der Techniker, der mit dem reinsten Eifer dieses Buch geschrieben und es mit Opfern herausgebracht hat, ist Laie auf sprachlichem Gebiet. Darum wiederholt er oft begangene Fehler: er bietet eine Begriffsbestimmung statt eines Ersatzwortes, wenn er Mathematik ersetzen will durch „Zahlen- und Raumgrössenlehre“; er setzt germanisch gleich deutsch, wenn er für Natur aus altnordischer Göttersage „Werdanda“, für natürlich „werdandisch“ heranzieht; er überspringt die Grenze zwischen Lehn- und Fremdwort, wenn er den Deutschen das Wort Mai verbietet und dafür „Fünftmond“ vorschreibt. Mit Verbot und Vorschrift aber ist es ihm ernst: „Ueberholte Fremdwörter dürfen nirgends gebraucht werden. Als überholt sind alle jene Fremdwörter anzusehen, welche in dem durch Volksbeschluss gesetzlich für zehn Jahre anerkannten Verdeutschungsbuch verdeutscht erscheinen“ — so beginnt sein im Titel angekündigtes „Gesetz über den Gebrauch